

(Nachdruck verboten.)

12)

Cressy.

Roman von Bret Harie.

VI.

Als die Thür sich hinter Rupert geschlossen hatte, ließ der Lehrer den Vorhang herab, zündete die Lampe an und versuchte zu lesen. Draußen hüllte sich der große Tag für Indianerbrunn langsam in die dichten Nebel vom Flusse her und die Feststimmung gab sich nur noch durch vereinzelte bengalische Flammen und Raketen kund. Zeitweise ließ sich Geräusch von den Jechern im miteren Raume und die taumelnden Schritte eines heimwärts Wandenden vernehmen, was die ländliche Stille noch erhöhte. Denn die Zukunft Indianerbruns lag noch so weit, daß die Natur wieder in ihre Rechte trat, und Herr Ford hob den Kopf von dem Zeitungsblatte und horchte auf den Ruf eines Vogels vom jenseitigen Ufer.

So fühlbar machte sich die eingetretene Ruhe, daß selbst die Erinnerung an die gesunden Myrtenzweige ihr keinen Eintrag zu thun vermochte. Er versuchte zu arbeiten, doch auch das wollte ihm nicht gelingen. Daum überkam ihn ein Gefühl der Neue darüber, daß er gegen Rupert in seinem thörichten Liebeszweifel nicht freundlich genug gewesen. Ein halb rührendes, halb heiteres Bild trat ihm vor Augen, wenn er an den unglücklichen Rupert dachte, wie er unter der doppelten Bürde seines schlafenden Bruders und einer übel angebrachten Liebe dahinwankte oder vielleicht in einem Anfall trübhafter Tollheit eines oder beides in den nächsten Graben warf und für immer von Hause fortging. Er griff nach seinem Hut in der Absicht, ihn zu suchen oder ihn über andren Begleitigen zu vergessen.

Als er über den Flur schritt, traf er auf Frau Tripp, welche ihn in elegantem Ballkostüm entgegentrat, das ihr aber nach seiner Meinung weniger gut stand als ihr gewöhnliches Kleid. Mit einer Verbeugung wollte er vorüber, doch sie hielt ihn mit den Worten fest:

„Gehen Sie heute nicht zum Ball?“

„Nun entjann er sich, daß ein „Eröffnungsball“ im Gerichtshause einen Teil der festlichen Veranstaltungen ausmachte. „Nein,“ entgegnete er lächelnd, „aber es ist schade, daß Rupert Sie in Ihrem reizenden Kostüm nicht hat sehen können.“

„Rupert,“ lachte die Dame ein wenig kokett, „Sie haben ihn zu einem ebenfolgenden Weiberfeind gemacht, wie Sie es sind. Ich wollte ihn mit in unsre Gesellschaft nehmen, aber er rannte fort zu Ihnen.“ Sie hielt inne, betrachtete ihn mit einem verstoßenen kritischen Blick und sagte mit einem Gemisch von Zutrauen und Dreistigkeit: „Warum gehen Sie nicht? Es thut Ihnen keiner was.“

„Das ist doch nicht ganz sicher,“ entgegnete er galant. „Wir sehen Ruperts trauriges Beispiel immer vor Augen.“

Frau Tripp schüttelte ihr Chignon und stieg ein paar Stufen die Treppe hinauf. „Sie sollten doch gehen,“ meinte sie mit einem Blick nach oben. „Sie können ja zusehen, wenn Sie nicht tanzen können.“

Nun Louie aber Herr Ford tanzen, und sogar ziemlich gut. In diesem Bewußtsein blieb er halb unwillig oben stehen, während sie verschwand. Warum sollte er nicht gehen? Allerdings hatte er ihre Annahme stillschweigend zugegeben und hatte sich an den gesellschaftlichen Zusammenkünften in Indianerbrunn niemals beteiligt — aber das war kein Grund. Er konnte sich wenigstens ankleiden, nach dem Gerichtshause gehen und — zusehen.

Ein schwarzer Rock und ein weißes Hemd waren de rigueur für Indianerbrunn. Als überflüssige Eleganz fügte er noch eine zufällig vorhandene weiße Weste hinzu. Als er das Gerichtshaus erreichte, war es erst neun Uhr, allein die Fenster stimmerten schon wie ein gestraubter Dampfer auf dem Riff, auf welchem er festhielt. Auf dem Herwege war er ein paar-mal daran gewesen, seinen Entschluß zu ändern, und selbst an der Thür zögerte er noch. Allein die Furcht, daß sein Zögern von den Personen an der Thür bemerkt werden könnte, und der Umstand, daß diese ihm bereits schüchtern Platz machten, veranlaßten ihn, einzutreten.

Die Bureaus und Terminzimmer im unteren Stockwerk waren in Garderoben und Büffeträume umgewandelt worden, für den Tanz aber war der oben belegene Sitzungssaal bestimmt, der noch nicht ganz vollendet war. Flaggen, Guirlanden und auf das Ereignis bezügliche Inschriften verhüllten die kahlen Wände; doch das über der Estrade für die Richter bereits angebrachte Wappen des Staates mit seinem goldenen Sonnenuntergang, der emporsteigenden Göttin und dem harten Grau der Farben schien die Veranstaltung besser zu kennzeichnen als die Inschriften. Der Raum war enge und dicht gefüllt. Die flackernden Kerzen, die in Zinnschneidern an den Wänden angebracht waren oder in rohen Kronleuchtern aus Lomenreisen von der Decke herabhängten, beleuchteten eine Mannigfaltigkeit weiblicher Kostüme, wie sie der Lehrer noch nie gesehen: Kleider nach alter Mode, zerknittert und fledig vom langen Liegen, Toiletten von längst vergessenen Festlichkeiten mit modernen Zuthaten aufgefrischt; für die Jahreszeit passende und nicht passende Roben, ein Jackett mit Pelzbesatz und dazu ein Tüllrock, ein Sammetkleid unter einem piqué sacque; jugendfrische Gesichter unter altnordischem Kopfschmuck, reife und üppige Schönheiten in jungfräulichem Weiß. Der kleine Raum für die Tänzer wurde beständig von den Zuschauern betreten, welche in drei Reihen die Wände des Saales einfaßten.

Während er sich nach vorn durchdrängte, hatte ein junges Mädchen, welches eben zur Quadrille antrat, sich mit wunderbarer Schnelligkeit in die Menge hineingeschoben und war verschwunden. Ohne das Gesicht sehen zu können, glaubte Herr Ford doch an den schnellen, ungestümen Bewegungen Cressy zu erkennen; eine bedrückende Ahnung, für die er sich keine Erklärung wußte, sagte ihm, daß sie ihn gesehen habe und aus irgend einem ihm unverständlichen Grunde er die Ursache ihres plötzlichen Verschwindens sei.

Doch das dauerte nur einen Augenblick. Während er noch die Menge betrachtete, erschien sie wieder und nahm den Platz neben ihrem erstaunten Tänzer ein — dem bezaubernden Fremden, der Hans Verwunderung und Rupert Verachtung eingestößt hatte. Sie war bleich; nie hatte er sie so schön gesehen. Alles, was er übel und unpassend an ihr gefunden hatte, erhöhte nur ihren Liebreiz in diesem Augenblick, in diesem Lichte, dieser Atmosphäre und dieser seltsamen Versammlung. Selbst ihr blaßrotes Gazeleid, aus welchem ihre jugendlich schönen Schultern hervorsahen wie aus einer von der scheidenden Sonne gefärbten Wolke, schien nur den Eindruck jungfräulicher Unschuld zu erhöhen. Das Fehlen der Farbe in ihrem sonst frischen Gesichte wurde durch einen zauberhaften Schimmer ersetzt, welcher halb geistiger Natur zu sein schien. Er vermochte seine Augen nicht von ihr zu wenden; er konnte nicht glauben, was er sah. Und doch war das Cressy Mc Kinstry — seine Schülerin! Hatte er sie überhaupt schon je gesehen? Kannte er sie nur? Kein Wunder, daß aller Augen auf ihr ruhten, daß ein Murmelstummer Verwunderung durch die Menge lief. Hastig blickte er um sich und empfand es seltsamerweise als Erleichterung, daß seine Regung anscheinend geteilt wurde.

Nun tanzte sie mit der nämlichen Zurückhaltung und seltsamen Ruhe, welche ihn so heftig ergriffen hatte. Noch hatte sie nicht nach ihm hingesehen, doch dasselbe Gefühl, welches vorher bereits in ihm saß, geregt hatte, sagte ihm, sie wisse, daß er da sei. Sein Verlangen, ihren Blick aufzufangen, mischte sich mit einer gewissen Besorgnis, als könnten in einem bloßen Blickwechseln die Illusionen des Augenblickes entschwinden oder unwiderruflich bleibend werden. Als der Tanz beendet war, zwang er sich zum Fortgehen, teils um die Berührung mit Bekannten zu vermeiden, die er vor sich sah und die er aus Höflichkeit um einen Tanz hätte bitten müssen, teils um seine Gedanken zu sammeln. Er beschloß, einen Gang durch die Zimmer zu machen und dann nach Hause zu gehen. Wer ihn erkannte, machte ihm voll stummer Neugier Platz, die Aelteren offenbar mit der Empfindung, daß er in gleicher Lage wie sie, was ihn entschieden ärgerte. Einen Moment lang dachte er schon daran, Frau Tripp aufzusuchen und zu einem Tanze aufzufordern, lediglich um ihr zu zeigen, daß er tanzen könne.

Fast hatte er schon alle Räume durchstrichen, als die

ersten Töne eines Walzers an sein Ohr schlugen. Mit dem Walzen sah es bei den Festlichkeiten in Indianerbrunn nur schwach aus, teils weil die Frommen im Lande ernstlich darüber in Zweifel waren, ob Davids Tanzproduktionen vor der Bundeslade zu den Kundtänzen gehört hatten und teils weil die Jungen die Schwierigkeiten der Kunst noch nicht überwunden hatten. Als er dem Verlangen folgte und abermals zuschaute, fand er, daß nur drei bis vier Paare die Kühnheit besaßen, zum Tanze anzutreten. Cressy Mc Kinstry und ihr Tänzer von vorhin waren eines davon. In seiner augenblicklichen Erregung bereitete es ihm keinerlei Ueberraschung, als er merkte, daß sie augenscheinlich die Kunst während ihres neulichen Aufstuges gelernt hatte und nun mit ruhiger Grazie und gewandter Bewegung walzte, aber er war erstaunt, daß ihr Partner ihr keineswegs ebenbürtig war und daß sie nach wenigen Kunden innehielt und lächelnd seinen Arm von ihrer Taille löste. Als sie zurücktrat, wandte sie sich mit unfehlbarem Instinkt nach dem Teile des Saales, wo der Lehrer stand, und ließ durch die Menge der bewundernden Gesichter ihren Blick zu ihm gleiten. Ohne der andren zu achten, tauchten ihre Blicke in einander. Es war eine magnetische Kraft, die um so gefährlicher, als sie ganz unermittelt aufgetaucht war — eine gegenseitige Besitznahme ohne vorherige Bürgschaft, Verspruch oder auch nur Absicht — eine Liebe, bei der keine Werbung erforderlich.

Ruhig und gelassener, als er es für möglich gehalten, trat er auf sie zu. „Darf ich mir einen Versuch gestatten?“ fragte er.

Sie sah ihm ins Gesicht, und als habe sie seine Frage nicht vernommen, sondern folge nur ihrem eignen Gedankengange, sagte sie: „Ich wußte, daß Sie kommen würden; ich sah Sie, als Sie zuerst eintraten.“ Ohne ein weiteres Wort legte sie ihre Hand in die seine, als gehöre es sich, ihm ganz nahe zu sein; mit dem vorgekehrten Fuß nahm sie den Takt des Walzers auf und im nächsten Augenblick schien ihnen der Saal im Wirbel zu verschwinden.

Das alles geschah so schnell von dem Moment seines Herantretens bis zu den ersten graziösen Schwingungen ihres Kleides, daß es ihm wie eine Liebesumarmung erschien. Oftmals war er schon früher ihr nahe gewesen, hatte in der Schule an ihrer Seite gestanden und sich über ihren Tisch gebeugt, aber stets mit einer Zurückhaltung, welche auch auf sie wirkte und welche er jetzt verstand. Seit das bleiche Gesicht so nahe dem seinen, seit der leichte Duft ihres Haares ihn umspielte und seit in süßer Verwirrung, halb hingebend, halb zurückschwendend, Hand und Arm ihn berührte, war alles anders geworden. Er wagte nicht daran zu denken, daß er nicht mehr anders als mit diesem Gefühl ihr nahen konnte. Er wagte überhaupt an nichts zu denken; völlig gab er sich der Empfindung hin, welche mit dem Eingang der haarumwundenen Myrten in das stille Schulzimmer begonnen hatte und welche sie schließlich in seine Arme geführt zu haben schien. So in einander aufgehend, schwebten sie im Takte dahin, daß sie sich der Bewegung kaum bewußt zu sein schienen. Wie sie dabei dem offenen Fenster nahe kamen, fiel sein Blick auf den vollen Mond, welcher sich über den feierlich daliegenden Bergen am jenseitigen Ufer erhob, und er fühlte, wie der kühle Hauch von draußen seine Wangen streifte und ein paar lose gewordene Locken ihres schönen Haares mit dem seinen vereinigte. Mit diesem Blick und diesem Gefühl schien ihre armselige, besitterte Umgebung, die triefenden Kerzen in ihren Leuchtern, die bizarren Gestalten, die nichtsagenden Gesichter weit hinweg zu wirbeln. Sie waren allein mit Nacht und Natur, sie allein waren noch da; alles übrige entschwand in weite Ferne und sie hatten keinen Teil daran.

Klinge fort, du Walzer von Strauß! Wirble fort, Liebe und Jugend! Denn du vermagst nicht so schnell dich zu drehen, daß nicht diese entschwindende Welt wiederkehrt mit ihrem einengenden Birkel und dich einschließt. Schneller, kreischende Klarinette! Lauter auch du, tönendes Basson! Zurück, du elende irdische Umgebung, bis Lehrer und Schülerin ihren thörichteren Traum ausgeträumt haben!

Im Geiste sind sie allein am Ufer des Flusses, nur der volle Mond über ihnen und ihr verjüngter Schatten neben ihnen. So eng schmiegen sie sich an einander, daß ihr Arm seinen Nacken umschlingt und ihr feuchter Blick in den seinen taucht, enger und enger, bis ihre Herzen zu schlagen aufgehören und ihre Lippen sich in einem ersten Kuß begegnen. Schneller, kleiner Fuß! Schwinde dich, Cressys Rock, und halte den eugenden Kreis zurück! . . . Noch sind sie allein;

die Estrade und das Wappen des Staates, auf die ihr Blick im Wirbel fällt, verwandeln sich in einen Altar, auf den durch den Brautschleier auf ihrem schönen Haupt ihr Auge sich richtet. Stolz wandeln sie durch die Reihen der erstaunten Gesichter. Ach, der Kreis zieht sich enger. Noch einmal halte sie zurück, fliegender Rock, schwebender Fuß! Zu spät! Die Musik hält inne. Die besitterten Wände schließen wieder den Raum ein, die einfältige Menge ist wieder da, sie stehen bleich und still inmitten eines Kreises atemloser, bemundernder, erschreckter oder erzürnter Gesichter. Ihre Arme fallen wie Flügel zu den Seiten nieder. Der Walzer ist beendet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Arme Leute.

Von Jean Zullien. Autorisierte Uebersetzung.

Mehrmals war Madame Le Houssin während des Dinens aufgestanden, um den Docht der Hängelampe in die Höhe zu schrauben. Sie glaubte, etwas mehr Licht würde die trübseige Stimmung verschonen, die auf dem Speisezimmer lagerte. Jedemal erklärte ihr Gatte nachher, die Lampe blake; damit schraubte sie den Docht wieder herunter, und man sank in die Dunkelheit zurück. Die äußerst heftigen Vorwürfe, die man dem Dienstmädchen über die Art machte, wie sie die Lampe putzte, hatten nur eine recht kurze Ablenkung herbeigeführt. Stumm sich gegenüber sitzend, beendeten sie ihre Mahlzeit, beide in geheime Gedanken vertieft.

Als das Dessert abgeräumt war, schäuderte Madame leise zusammen und verlangte einen Speiseshawl, den sie über die Schultern warf; der Herr fröstelte ebenfalls im Nacken und setzte sich seine Wollmütze auf, die er stets in der Tasche trug. Dieselbe schmerzliche Vorahnung hatte sie beide geahnt; nie hatte Mathilde sie so allein gelassen, nie! Warum hatte sie vorher nichts gesagt, warum hatte sie es dem Dienstmädchen überlassen, ihnen ohne jede Erklärung zu sagen, man möchte mit dem Essen nicht auf sie warten? Was steckte hinter dem Geheimnis, was konnte nur vorgegangen sein?

„Meine liebe Freundin“, sagte Le Houssin plötzlich, indem er auf eine Frage antwortete, die seine Frau gar nicht gestellt hatte: „Es ist unrecht von Dir, daß Du uns quälst und aufregst; sie ist jedenfalls ganz einfach bei den Bellerets.“

„Die Bellerets sind noch gar nicht wieder in Paris.“

Und immer drückender, immer düsterrer wurde das Schweigen.

Gewiß, Mathilde hatte sich nie beklagt; ihre Mutter hatte gesagt, sie hätte sie dazu zu gut erzogen, und ihr Vater hatte mit Stolz hinzugefügt, sie wäre allzujehr von ihrem Pflichtgefühl durchdrungen, denn sie hatte sich geopfert, damit ihr Bruder seine Studien beendigen und in Saint-Gyre eintreten konnte; doch glücklicher war sie dadurch nicht geworden. Ihre Tochter zählte 26 Jahre. In diesem Alter sagt man sich noch nicht ins Unvermeidliche; man denkt noch immer an die Ehe. Das Barren wird dann qualvoll, die Phantasie getrübt; alles scheint verloren, man verzweifelt am Leben und denkt manchmal sogar an den Tod. Mathilde sagte nichts, aber sie hatte immer Hintergedanken gehabt. An solchen Tagen war sie plötzlich ganz unvermittelt vom Lachen ins Weinen übergegangen; da hätte man aufpassen sollen. Auch ihr Fortgehen hätte man beobachten müssen. Wenn sie nur nicht eine Dummheit gemacht hätte! Und die beiden armen Geschöpfe senkten bereits den Kopf und dachten an den Tod.

Das Dienstmädchen brachte den „Temps“ und dazu die Abendpost. Es war ein Brief dabei; ein Brief von ihr. Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht, das Unglück war geschehen. Le Houssin erinnerte sich, daß er Unterdeser war, den man für das streng vorgeschlagen und suchte sich zu fassen. Trotzdem wollte es ihm nicht gelingen, das Couvert zu zerreißen, so heftig zitterten seine Finger, und er mußte mehrmals von neuem beginnen, bevor er mit lauter Stimme lesen konnte: „Liebe Eltern. Verzeiht mir das Leid, das ich Euch anthun muß.“

„Meine Tochter ist tot, meine Tochter ist tot!“ rief Madame.

„Nein, es ist noch schlimmer“, murmelte Le Houssin und sank betäubt auf seinen Stuhl zurück.

Die Mutter hatte sich des Papiers bemächtigt und las den recht kurzen Brief ihrer Tochter mehrmals durch. Mathilde erklärte, noch länger auf den Mann aus ihren Gesellschaftskreisen warten, wäre gleichbedeutend mit alte Jungfer bleiben; sie hätte keine Reigung für das Cölibat und hätte es vorgezogen, sich einem Manne aus andren Kreisen hinzugeben. Je mehr Madame jedes Wort abwog, desto mehr erhoffte sie sich von ihrer ersten Aufregung. Im tiefsten Jauern sagte sie sich, das Unglück, das sie hier trafe, wäre noch weniger schrecklich als das andre. Allerdings hatte sie für den Augenblick keine Veranlassung, stolz darauf zu sein; doch der Fehltritt, so groß er auch war, ließ sich durch ein ehrenvolles und sogar vorteilhaftes Ende immer noch gut machen. Wenn Mathilde nur nicht in die Hände eines jener Büßlinge und Lebemänner gefallen wäre, die einer guten Partie wegen eine Geliebte fixen lassen. . . Wenn man nur wüßte. . .

Sie nimmt das Couvert, dreht es hin und her; liest darauf die Firma eines großen Magazins und lächelt; das kokette Geschöpfchen

rief schon jetzt zu den Lieferanten und machte Einkäufe. Diese Entdeckung beruhigte sie vollständig. Sie wollte Le Houssin davon Mitteilung machen, doch dieser unterbrach sie bei den ersten Worten: „Sprich mir nicht mehr von ihr; ich habe keine Tochter mehr! Nie werde ich sie wiedersehen!“

„Aber, mein Freund, ehe Du sie unvorderrusslich verdammt, müßte man doch wissen, mit wem!“

„Ich weiß, daß meine Tochter eine Kofotte ist! Ich, ein Unterchef im Ministerium, habe eine Tochter, die eine Kofotte ist! Damit weiß ich genug!“

„Aber sie hat sich doch nicht dem ersten Besten an den Hals geworfen; sie sagt, sie hätte sich einem Manne hingegeben; man ist doch keine Kofotte, wenn man anständig mit einem Herrn lebt.“

„Eine ausgehaltene Frau und eine Kofotte ist das selbe!“

„Vielleicht ist es ein ganz netter Herr, der sie heiraten wird! Mathilde ist dazu gut genug erzogen, und vornehm ist sie auch. Wenn Du ihr eine Mägdt hättest verdienen können, hätte sie Dich nicht kompromittieren brauchen, um sich reich zu verheiraten. Spiele nur nicht so den Vornehmen, denn Du bist doch eigentlich nur schuld daran.“

„Was fällt Dir ein! Du trägst die Schuld! Du wußtest, was ich verdiene; hättest Du sie nicht wie eine große Dame erzogen und ihr Prinzessinnenmanieren beigebracht, so würden wir heute nicht entehrt dastehen!“

„Aber so warte doch erst ab, ehe Du ein Urteil fällst!“

„Ja, und was willst Du inzwischen den Freunden, den Nachbarn und dem Portier sagen? Was sollen sie von uns denken? Wie sehen wir aus, wenn sie je erfahren. . . Und meine Vorgesetzten und meine Kollegen. . .“

„Ich habe Vertrauen — das wird sich schon alles eintreten; Mathilde ist nicht dumm. . . Du wirst schon sehen.“

Madame sagte noch nicht, daß ihre Tochter recht gethan, auszurücken, aber innerlich war sie über diese unvorhergesehene Lösung froh und noch einigen Tagen freute sie sich darüber. Dieses Verhältnis würde Mathilde sicherlich glücklich machen und ihr die Pflichten eines Kreises eröffnen, auf den Fräulein Le Houssin nie Anspruch hätte erheben können und in dem sie ihren Platz sicherlich sehr gut ausfüllen würde. Sie fürchtete und wünschte gleichzeitig, in allen eleganten Dämchen ihre Tochter zu erkennen; die Klatschblätter hatten keine eifrigere Leserin als sie, und eines Tages sah sie sie in Gedanken thatsächlich aus einem mit Wappen geschmückten Coupé steigen.

Einige Zeit darauf kam ein neuer Brief, der wieder die Firma jenes großen Magazins trug. Mathilde verlangte darin eine Zusammenkunft mit ihrem Vater oder ihrer Mutter, um sie über die Situation aufzuklären und sie um die Einwilligung zu ihrer Verheiratung zu bitten.

„Siehst Du,“ rief die Mutter triumphierend und vor Mähnung weinend; „siehst Du, sie regelt ihre Stellung. Ich sagte Dir ja, es würde so enden. Ach die liebe Kleine! Nein, diese Freude!“

Lange vor der festgesetzten Stunde wartete Madame Le Houssin in großer Toilette auf der Terrasse der Tuilerien und beobachtete die Equipagen. Plötzlich sagte eine Stimme hinter ihr: „Guten Tag, Mama! Es war Mathilde in einem kleinen beschriebenen Arbeiterinnenkostüm.“ Ihre Mutter betrachtete sie vom Kopf bis zu den Füßen und blieb verblüfft.

„Ich begreife Deine Verwunderung,“ versetzte Mathilde ruhig, „aber ich will Dir alles erklären. Ich war weder für das Elitab des unbemittelten Bürgermädchens, noch für das Summeln geschaffen; den läugerischen Toiletten, den eleganten Wohnungen, all dem geschmückten falschen Luxus, dem ich mein Leben opferte, habe ich einen Mann vorgezogen, und dieser Mann ist arm.“

„Aber,“ fragte die Mutter, „es ist doch wenigstens ein Mann von Welt?“

„Ach nein, das ist er nicht; übrigens kennst Du ihn. Du erinnerst Dich doch an jenen Schlosser, der im vorigen Winter das Geländer an unserm Balkon ausbesserte und sich so lange bei den Reparaturen zu schaffen machte? Du hättest erklärt, er sähe sehr interessant und vornehm aus; ja Du meinstest sogar, wenn er ein Herr wäre, würde er einen schönen Kopf haben.“

„Ein Arbeiter!“ rief Madame und ließ sich in ihrer Verflürzung auf eine Bank sinken.

„Ein Arbeiter, den man hat, ist immer besser als ein Prinz, auf den man wartet.“

„Und ich hatte Dich so gut erzogen!“

„Das geniert uns nicht, im Gegenteil. Und ich versichere Dich, wir sind so glücklich, wie man es nur sein kann.“

„Wenn es wenigstens noch ein Beamter wäre!“

„Ach nein, das ist auch nur ein verlappter Bourgeois; die sind noch schlimmer.“

„Ich werde es nicht länger dulden, daß Du Deine Gesellschaftskreise und Deine Eltern beschimpfst!“ erklärte Madame würdevoll und erhob sich. „Du bist eine solche Tochter, ein herzloses Mädchen ohne Moral, ohne Principien, ohne Grundsätze! Welch ein Kreuz für eine christliche Mutter! Ich will nichts mehr hören! Lebe mit wem Du willst, heirate den Liebhaber, den Du Dir aus dem Muffstein ausgesessen, oder heirate ihn nicht, das kümmert uns sehr wenig! Du hast weder die weißen Haare Deines Vaters noch seine Stellung als Unterchef respektiert, Du hast Deiner Mutter das Herz gebrochen und die Ehre Deiner Familie mit Füßen getreten — wir kennen Dich nicht mehr!“

Nach diesen Worten entfernte sie sich schnell, während Mathilde, die ihr mit einem langen Blick des Mitleids folgte, die Achseln zuckte und traurig vor sich hin murmelte: „Arme Leute!“

Kleines Feuilleton.

Mißlungen. (Nachdruck verboten.) Nja Sergejewitsch Peflow und dessen Frau, Cleopatra Petrowna, standen an der Thür und horchten eifrig. Hinter der Thür erfolgte offenbar eine Liebeserklärung, und zwar machte der Gemeindegemeinschaftslehrer Stschuplin ihre Tochter, Katoischka, seine Liebeserklärung.

„Er heißt an,“ flüsterte Peflow, dabei zitterte er vor Ungeduld und rieb sich die Hände.

„Paß auf, Petrowna, sobald sie von Liebesfachen zu sprechen beginnen, dann nimm sofort das Heiligenbild von der Wand — und wir segnen sie. . . Wir werden sie bedecken. . . Der Segen mit dem Heiligenbild ist heilig und unantastbar. . . Dann laß er nicht zurück, und wenn er selbst an's Gericht ginge.“

Judeffen wurde hinter der Thür folgende Unterhaltung geführt: „Hören Sie auf zu trocken!“ sagte Stschuplin, während er an seinen karierten Beinkleidern ein Bündel Holz ansiedelte. „Ich habe Ihnen gar keine Briefe geschrieben!“

„Ach nun! Als würde ich Ihre Handschrift nicht kennen!“ lächerte das Mädchen, prüfte dabei und zierte sich und besah sich immer wieder im Spiegel. „Ich habe die Schrift sofort erkannt! Und wie sonderbar Ihr seid! Schönschreiberlehrer sind Sie und haben eine Handschrift wie ein Huhn! Wie lehren Sie schreiben, wenn Sie selber so schlecht schreiben?“

„Um. . . Das thut nichts. Beim Schönschreiben ist die Handschrift nicht die Hauptsache, das wichtigste ist, daß die Schüler sich gut betragen. Der eine bekommt mit dem Lineal eins an den Kopf, ein anderer über die Knie! . . . Was liegt an der Handschrift! Unsim! Nekrasow war Schriftsteller, und es ist eine Schande, seine Handschrift zu sehen. In der Sammlung der Aufsätze wird seine Handschrift gezeigt.“

„Das ist Nekrasow, aber Sie. . . (Seufzer). Einen Schriftsteller würde ich gern heiraten. Er würde mir fortwährend Gedichte aus dem Kopf schreiben!“

„Gedichte kann auch ich Ihnen schreiben, wenn Sie wollen.“

„Worüber können Sie denn schreiben?“

„Ueber Liebe. . . von Gefühlen. . . von Ihren Augen. . . Sie werden es lesen — davon gerührt sein. . . Eine Thräne wird fallen! Und wenn ich Ihnen ein poetisches Gedicht schreibe, so werde ich Ihnen das Händchen küssen dürfen?“

„Große Sache. . . Meinemwegen lassen Sie jetzt gleich!“

Stschuplin sprang herbei, öffnete die Augen weit und stürzte sich auf das runde, nach Mandelweife riechende Händchen.

„Nimm das Bild herunter!“ mahnte der Mann zur Eile, stieß seine Frau mit dem Ellenbogen an, wurde ganz bleich vor Erregung und knöpfte seinen Rock zu.

Ohne eine Minute zu zögern, machte Peflow die Thür auf.

„Kinder! . . . stammelte er, die Hände erhebend und mit den thränengefüllten Augen zwinsernd. „Der Herr segne Euch, meine Kinder. . . Leb! . . . vermehrt Euch. . . pflanzt Euch fort!“

„Ach. . . auch ich segne Euch. . .“ fügte die Mama hinzu und weinte vor Glück. „Werdet glücklich, meine Tanten! O, Sie veranlassen mich meines einzigen Schatzes!“ sagte sie, indem sie sich an Stschuplin wandte. „Lieben Sie meine Tochter, seien Sie gut zu ihr.“

Stschuplin öffnete den Mund vor Staunen und Schrecken. Der Ueberfall der Eltern geschah so urplötzlich und kühn, daß er kein Wort sprechen konnte.

„Hereingefallen! Uebermumpelt!“ dachte er, vor Schrecken ganz schwach werdend. „Jetzt bist Du gefangen, Bruder! Sieh zu, wie Du herauskommst!“

Und er hielt demnächst seinen Kopf hin, als wollte er sagen: „Rehmt mich hin, ich bin besiegt!“

„Ich se. . . segne. . .“ fuhr der Papa fort und weinte ebenfalls. Katoischka, meine Tochter. . . stell Dich daneben. Petrowna, gib mir das Bild her. . .“

Hier aber hörte der Erzeuger plötzlich auf zu weinen, sein Gesicht erzitterte vor Zorn.

„Schafstopp!“ sagte er mit Kerger zur Frau. „Dumm bist Du aber! Ist das denn ein Heiligenbild?“

„Ach, du heiliger Himmel!“

Was ist geschehen? Der Schönschreiberlehrer erhob ängstlich die Augen und sah, daß er gerettet war. Die Mama hatte in Eile anstatt des Heiligenbildes das Porträt des Schriftstellers Katschinskilow von der Wand heruntergenommen. Der alte Peflow und dessen Frau Cleopatra Petrowna standen mit dem Porträt in den Händen verlegen da und wußten nicht, was sie thun und sprechen sollten.

Der Schönschreiberlehrer benutzte diese Verwirrung und machte sich davon. —

Anton Tschekow.

k. Der gewogene Bürgermeister. Aus London wird berichtet: Eine seltsame Ceremonie aus alter Zeit, den Mayor zu wiegen, die jetzt in England nur noch in Glastonbury beobachtet wird, fand am letzten Sonnabend statt. Mr. Walter Birch war zum zweiten-

mal zu diesem Posten gewählt worden. Kurz vor Mittag versammelten sich die Gemeindebehörden in seiner Wohnung an der äußersten Häusergrenze der Stadt, und von dort schritt man in feierlichem Zuge zum Rathaus, wobei der Gerichtsdiener und der Träger des Amtsstabes aus dem 17. Jahrhundert aufzogen. Im Rathaus fand die Wiederwahl vor so vielen Bürgern, wie das Gebäude faßt, statt, und nachher zog eine Prozession zu einem Vorzimmer, wo der erste Konstabler mit einer riesigen Waage wartete. Dieser begann mit dem Major, stellte das genaue Gewicht jedes Mitglieds der städtischen Körperschaft fest und trug es feierlich in ein großes, zu dem Zweck bereit gehaltenes Buch ein. Der Major wurde beglückwünscht, weil er während eines Jahres voller Thätigkeit 13 Pfund angezettelt hatte. Der Stadtschreiber, der sonst immer das „leichte Gewicht“ der Gemeindebehörden gewesen ist, mußte seinen Platz in diesem Jahr einem jüngeren Rat abtreten, da er seit dem letzten Wiegen mehrere Pfund zugenommen hat. Die feierliche Ceremonie, die bis aufs 13. Jahrhundert zurückgeht, verursachte große Heiterkeit. —

Theater.

Schiller-Theater. Lyanders Mädchen. Historisches Lustspiel in einem Akt von F. W. Widmann. Die Komödie der Irrungen, Lustspiel in 3 Aufzügen von Shakespeare. — Der kleine Einkerler Widmanns, der sich etwas pomphaft ein „historisches Lustspiel“ nennt, fand bei seiner Berliner-Erstaufführung im Schiller-Theater ein beifallslustiges Publikum. Auch auf einigen der größeren Provinzbühnen hatte das Stückchen bereits früher einen freundlichen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Es ist einige jener niedlichen Kleinigkeiten in Fuldaschem Geschmacke, in denen ein klüffiges und unterhaltendes Reinspiel über die Unzulänglichkeiten des Jahalls angenehm hinwegtäuscht. „Historisch“ ist dabei natürlich nur das äußere Kostüm, in dem die handelnden, oder besser gesagt die redenden Personen einander gegenüber treten. Ob ein Märchenland, wie es Fulda liebt, oder wie in diesem Fall das Sparta nach dem Abschluß des palagonnesischen Krieges als Schauplatz gewählt wird, das macht im Wesen keinen Unterschied. Solche Versspiele, auch wenn sie, um den Reiz des Eindrucks zu steigern, sich geschichtlich dekorieren, schweben immer über Raum und Zeit. Aber der so beanspruchten Freiheit sollte — wenn diese Forderung erfüllt wäre, hätte ein derartiges, ganz unmaturalistisches Genre dennoch sein gutes Recht — eine um so größere Kraft freispielender und schöpferischer Phantasie entsprechen. Schade, daß es gerade hierin, in dem Hauptpunkt, immer hapert.

Nur in ein oder zwei Szenen, in der großen patriotischen Tirade, mit der des Spartanerkönigs Lyander Töchter — die bei all ihrem Barbarentum voll urwüchsig evahasther Geheide am Schmucke hinter Kleider hängen — eben aus dieser ihrer Eitelkeit heraus den angebotenen Schmutz zurückweisen, erhebt sich Widmann über das Niveau des Konventionellen. Der Gedanke ist lustig und witzig, eine hübsche Perlsage nicht nur auf gewisse Schwächen des Ewigweiblichen, sondern auch auf die Art und Weise mancher patriotischen Ergüsse überhaupt. Aber die weitere Ausführung und Fabel bleibt leider weit dahinter zurück. Am Hofe des einfachen und strengen Spartanerkönigs erscheint ein Abgesandter aus dem spinnigen Syratu, der Lyanders Kunst durch ein Geschenk löstlicher Gewänder an die Töchter des Königs gewinnen will; dort trifft er eine kriegsgefangene Athenerin, eine vertraute Jugendspielin, die ihm als Gattin folgen soll. Der König, der Vertreter alterucht und Sitte, will von dem Geschenk nichts wissen, aber der rauhe Krieger fürchtet den stürmischen Andrang seiner jugbegehrtesten Töchter. Wenn es Melitta, der kriegsgefangenen, gelänge, den Sinn der Mädchen zu ändern, so daß sie freiwillig und feierlich den Schmutz zurückweisen, dann will er ihr das Höchste — die Freiheit — wiedergeben. Und es gelingt ihr, aber natürlich nicht durch den Appell an das Spartanertum der Mädchen, sondern, indem sie listig die Kleider als höchst geschmacklos und längst aus der Mode anschwärzt. Nun flammen die Mädchenherzen in wilder Empörung auf, daß man ihnen, den Königstöchtern, derlei zu bieten wagt. Eine große, von den schönsten Idealen des sittenstrengen Spartanertums überquerende Abgarede wird rasch einstudiert und dann mit dem Feuer innerster Ueberzeugung vor dem Gesandten in Gegenwart des Königs und seiner Räte vorgetragen. Alles ist entzündet, und — selbstverständlich — kann nun der Gesandte mit Melitta als glücklicher Eroberer heimwärts ziehen.

Die beiden etwas näher charakterisierten Hauptrollen lagen in guten Händen. Herr Pategg war ein würdevoller Lyander, und Fräul. Brod, das älteste seiner beiden Mädchen, wußte die lebenswürdige Tolpatzigkeit, welche die Figur dieser temperamentvollen Barbarin verlangt, vorzüglich herauszubringen.

Der Widmannschen Kleinigkeit folgte Shakespeares „Komödie der Irrungen“. Ob eine Neu-Inszenierung dieses vergessenen Lustspiels aus Shakespeares Jugendzeit sich verlohnte, ist fraglich. Die Komik wird ausschließlich durch das fortwährende Verwechslungsspiel zwischen zwei herrschaftlichen und zwei dienenden Zwillingen bedingt, besritten, und mutet uns heute, nach so wendlich viel andren Komödien, die auf dem Doppelgängerum basieren sind, doch etwas alt und abgestanden an. Das Poetisch-Phantastische, der Witz und die psychologische Vertiefung, durch welche manche andren der Shakespeare'schen Komödien uns noch immer pöden, fehlt hier völlig. Dagegen sind die äußersten Unwahrscheinlichkeiten und die Rohheiten

des damaligen Zeitgeschmacks, das ewige Stoßen und Puffen häuswürriger Bedienten u. a. m., hier in besonderer Häufung vertreten. Wir glauben kaum, daß sich die derbe Posse auf dem Repertoire behaupten wird. Ueber der Aufführung schwebte ein Unstern, einer der Schauspieler wurde auf offener Bühne ohnmächtig; seine Rolle in dem Stück mußte gelesen werden. —dt.

Technisches.

— **Schweißen von Kupferlegierungen.** Kupfer, Zinn und ihre Legierungen bezeichnet man allgemein als nicht schweißbare Metalle. Auch für das Aluminium galt dies, bis Heräus seine Schweißbarkeit nachwies. Es haben nun, wie die Techn. Rundsch. berichtet, P. h. Wieland und M. Th. Wieland in Ulm a. D. gefunden, daß, wenn Kupfer und seine Legierungen, Aluminium und Zinnlegierungen bei einer je nach der Beschaffenheit oder Zusammensetzung des Metalls gewählten Temperatur, für Messing bei 500 Grad Celsius liegend, geteilt und sofort einem starken Druck ausgesetzt werden, die Berührungsflächen sich vollständig miteinander vereinigen. Beim Verschweißen von Drähten und Stangen werden die äußersten Enden der miteinander zu verbindenden Teile nach ihrer Erhitzung mit einer Kreisäge oder Säge abgechnitten und dann sofort gegeneinandergedrückt und hierbei etwas gestaucht. Dann wird die Schweißstelle auf dem Ambos oder in einem Gesenk durch Hammerschläge oder Pressen verdichtet und auf das richtige Maß gebracht. Bleche werden in gleicher Weise behandelt, wobei die Kanten stumpf oder schräg abgechnitten werden. Wenn sich diese Angaben bestätigen, würde man in vielen Fällen der unbequemen und häufig schwierig auszuführenden Hartlötlung überhoben sein. —

Humoristisches.

— **Ersatz Dienstmädchen:** „Kriegt der Drehorgelspieler etwas, der auf dem Hof mußiert, gnä Herr?“
 — **Schauspieler:** „Ich habe kein Geld . . . werfen Sie ihm einen alten Lorbeerkranz hinunter!“ —
 — **Die „höhere“ Tochter.** Badisch (im Gutshof eine Geme beobachtend, die gerade ihre Kläselein unter ihre Flügel kriechen läßt): „Sieh nur, Mama, wie herzig! Eben säugt die Geme ihre Zungen!“ —
 („Meggend. hum. Bl.“).

Notizen.

— **Schön hereingefallen** ist dieser Tage der Münchener Kritiker Wilhelm Rauke. Er hatte in einem Frankfurter und in einem Münchener Blatte behauptet, Weingartner habe in einem Kaim-Konzert Richard Strauß' „lustigen, geistvollen Orchesterstück“ „Zill Eulenspiegel“ fast automatisch zu Tode taktiert. Jetzt kommt Weingartner und konstatiert, daß in dem betreffenden Konzert „Zill Eulenspiegel“ gar nicht gespielt worden sei, wohl aber Straußens ernstes und feierliches Tongedicht „Tod und Verklärung“. —
 — Von dem ersten Ergänzungsbande der deutschen Geschichte von Karl Lamprecht, der unter dem Specialtitel „Jüngsten deutschen Vergangenheit“ bei Gärtners in Berlin erschien, sind schon die ersten 3000 Exemplare vergriffen. Das vierte und fünfte Band befinden sich gegenwärtig im Druck. —
 — Oskar Blumenthal ist unter die Fachschriftsteller gegangen. „Schachminiaturen“ (Leipzig, Weit u. Co.) heißt sein neuestes Werk, in dem er über 350 Schachprobleme zusammengestellt hat. —
 — Goethes „Torquato Tasso“ gefangt am Sonntag zu vollständigen Preisen bei Kroll zur Aufführung. —
 — „Alte Heidelberg“, ein neues Schauspiel von Wilhelm Meyer-Förster, wird am 21. November im Berliner Theater aufgeführt. Walden und Zrl. Taliansthy spielen die Hauptrollen. —
 — Glücks Oper „Iphigenie auf Tauris“ erzielte in der Bearbeitung und Uebersetzung von Richard Strauß bei der Erstaufführung an der Schweriner Hofbühne einen großen Erfolg. —
 — Der Bildhauer Wilhelm Haberkamp ist als Nachfolger von Ludwig Ranzel an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbe-Museums zum Lehrer der Tagesklasse für figürliches und ornamentales Modellieren bestellt worden. —
 — Willy O. Dreßler, Charlottenburg, Kneipebeckstraße 36, veranstaltet vom 20. November bis 10. Dezember eine Ausstellung seiner jüngsten kunstgewerblichen und innenarchitektonischen Arbeiten. Es befinden sich darunter auch diejenigen, die auf der „Leipziger Kunstgewerblichen Ausstellung für Verlebung“ dem Künstler die „Goldene Medaille“ eintrugen. Karten sind bei Keller u. Reimer zu haben. —
 — Plastik lieibender Thon. Nach einem neueren Patent mischt Wilhelm Knabe Thon zunächst mit Glycerin oder Terpentin und setzt dann Vaseline oder Petroleumrückstände hinzu, um einen Modellierthon zu erhalten, der nicht rissig und spröde beim Trocknen wird. —